

JUGEND

NUMMER 15 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Motiv aus dem Stiftshof in Dürnstein (Wachau)

R. Zinner

WESTDEUTSCHE REISE

Von Dr. Max Gaebler-München

Sträßburg

Aus weiter Ebene ragt ein behelmter Turm neben seinem halbfertigen Bruder, von dessen Plattform der junge Wolfgang Stadt und Land im Genieübermut seiner Frühzeit grüßte.

Im Dome sind Jahrhunderte versteint. Brünstige Jenseitssehnsucht hat ihn gebaut, im Übergange von düster lastender Romanik zu schwungbereiter Gotik; noch ist Ringen und deshalb pulsendes Leben in diesem Stil, fern jeder Erstarrung zu rechnerischer Dogmatik. In erstem Tempelerschlitt wandern die Pfeiler, färbiges Licht aus riesigen Fenstern umfließt sie mit weichem Dämmerstrom, der Aysis und Vierung zu graßheiligem Geheimnis verschleierte. Wohin ist die Kraft geschwunden, die solche Säulen türmen und diese Gewölbe schließen konnte? Die Bildner solcher Werke glaubten, was sie schufen und dieser Glaube strömt noch auf uns nachgeborene Zweifler, wie Sandelduft aus alten Balken.

Allstadtwinkel bergen Häuser voll Fachwerk und zieren Geschnitz, aus der Zeit, da das Deutsche Städtehaus sich aus dem ursässigen Bauernhof entwickelte und noch nicht vom Steinpalast des Südens verdrängt war; greisenmüde senken sich die Giebel, als hätten sie zuviel erlebt an Schlachten und Feuersbrünsten, Kaiserherrlichkeit und Jakobinerfreiheit, Pest und Glaubenskriegen.

Ein Führer, der Deutsch mit französischer Betonung spricht, zeigt die „Präfektur“, einst die deutsche Regierung — und ein Museum, im früheren Kaiserpalast; so erleben wir die Verwischung deutschen Landes, der Stadt — die Goethe geliebt, und Heine besungen, in der Erwin und Gottfried in Stein und Wort dichteten. Fürwahr: „Von Sträßburgs Schanz weiß ich ein traurig Lied.“

Hiersau

Durch Tannentäler klunkert die Nagold zwischen Wiesen, auf denen Frühblumen stehen, darüber ästen blühende Kirschen und Zwetschgen — Hans Thoma's Schwarzwald.

Grünspannen träumen die Reste Hiersaus, von dessen Gründung eine neue Klosterwelt ausging, jetzt nur mehr anhnar aus verschüttetem Grundriß, auf zersprungnen Boden und aus Kreuzgangwänden in den köstlichen Stabspielen der Vollgotik; darüber ein plumper Turm mit unbeholfenen Steinbildern. Alle Geschichte ist Vergehen — es gibt bereits christliche Tempelruinen, aber diese nicht von Glaubenfeinden geschaffen, sondern vom Feldherrn des „allerchristlichsten“ Königs.

Am Eingang dieser versunkenen Welt haftet ein Plan, aus dem zu erkennen, was hier einstens gewesen; man vergaß darunter zu schreiben: „La France marche toujours à la tête de la civilisation.“

Maulbronn

Maulbronn, eine frühmittelalterliche Klosterstadt, jener Zeit, da alle Kultur dem Krumstab entblühte und aus enger Zelle in die Welt floß, in deren Eichenwäldern erst der irische Bonifatius vorgedungen war.

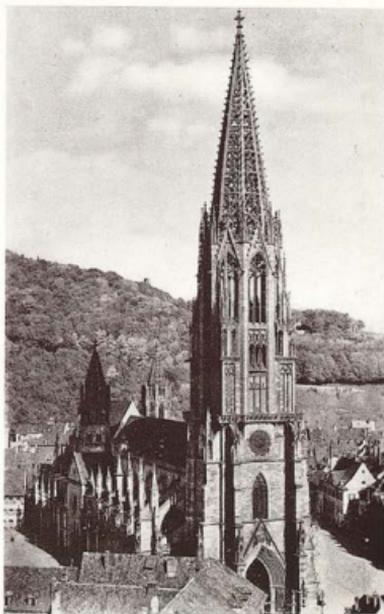
Für die arbeitenden Laien ein Dorf aus Lehm und Holz, daneben die „Residenz“ der heiligen Brüder, herrlich gefügt, aus wuchendem Stein; das Gotteshaus ernst, aber doch von Farben durchblüht, ist jetzt reformatorisch ausgekahlt, mit entzückenden Durchblicken zwischen Lettner und Pfeiler und einer weitladenden Vorhalle — das „Paradies“, in dem sich Romanik und Gotik

phantastisch ineinanderspinnen. Der Glanzpunkt ist der Kreuzgang mit den anstoßenden remterartigen Kapitälchen und dem märchenzerlichen, wie aus einer Althambraision geborenen Brunnenhaus — alles gewoben aus den Steinspitzen ornamentalsfroher Gotik.

Bruchsaal

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.“

Die Abtötung überwuchert heißer Lebenshunger. Gotik ist Erotik geworden. Wo starre Pfeiler wucherten, biegt sich tändelndes Rankenwerk, an Stelle brünstiger Marterzenen schäkern arkadische Liebespaare — Watteau führt den Pinsel, kein Choral



Münster zu Freiburg i. Br. phot. E. Baumgartner

maht zu entsagender Buße, Geigen locken und Flöten. Das Rokoko hat die Gotik besiegt, wie jauchzender Lenz den eingefrorenen Winter. Wir sind in Bruchsaal's Fürstenschloß, auch ein „geistlicher“ stadtgroßer Sitz; aber wer hier regiert, schleicht nicht in härener Kutte, — Herrscherpurpur ummantelt ihn; kein gruffentstiegener Psalmensang bricht sich an kahlen Mauern —

chansons d'amour lüsteln um Perücke und Reifrock; hier liest man Boccaccio, nicht Thomas von Aquin.

Auch diese Welt hat Gott gewollt und schön geschaffen. Die reiche und doch so zarte Melodik des „Kaisersaales“, in dem sich Farben und Formen zu wohliger Gleiten ineinanderschieben, hat ihr Gegenstück in Mozarts Götterweisen.

Speyer

Von den geschichtlichen Stätten des „alten Reiches“ ist der Dom zu Speyer eine der köstlichsten, schon um seiner Lage am schiffigen Rheinufer.

Als die Kraft ritterklirrenden Kaisertums am mächtigsten war, hat sie hier ein Werk getümt — grunddeutsch und fromm —, aber noch nicht kanossafeige. Feinstes Raumgefühl hat diese Schiffe aufgestaut — weit, lichtvoll und doch beternerst; das empfindet man auch heute noch, trotzdem kunstgelehrter Wiederherstellungswahn die Riesenglieder mit süßlicher Farbe überkleistert hat.

In diesen Hallen entschieden Reichstage Europas Schicksale, sie durchbrauste der „Gott-will-es-Sturm“ aufgestachelter Königsfahrer; in den Krypten schlafen die Reckengestalten deutscher Könige, nachdem man ihr von Franzosenwut zerstreutes Gebel wieder gesammelt.

Ein Wunder sind Querschiff und Vierung — erfüllt von goldenem Lichtglanz, der wie aus Paradieseshöhen niederfließt; in ihm schweben Kaiserkronen und Diademe wie Sterne, die man nicht begehrt.

Freiburg

Die Kirche hat den Münster zu Straßburg, — die Krone den von Speyer erbaut; das Bürgertum ließ Freiburgs Gotteshaus erwachsen — mitten im Herzen der Stadt, auf dem Markt; Handlungshäuser umzirkeln den Platz, auf dem der Budenstöß der Alltätigkeit lärmt; trotz allem Ernste hat das Werk etwas Heiteres, denn es schließt sich nicht finster von der Welt ab; mit seinem hallengroßen Portal und den vorgeschobenen Freisäulen stößt es mitten ins Lebensgefühl und zierfroh ragt der vielleicht



Der Dom zu Speyer

phot. Jaeger'sche Buchh.

schönste Turm Deutschlands. Eine geschlechterstolze Gemeinschaft schläft in den prunkvollen Gräbern der schmalen Hochchorkapellen.

Das Wunderwerk des Turmes ist ein echt deutscher Gedanke, er ist zuengst mit dem Bau verschmolzen und löst diesen gleich einem Tonhema zuletzt in schwindelnder Spitze auf — ein schärfster Gegensatz zu dem planlos danebengestellten südlichen Campanile.

Wie eine Riesenfuge wächst Freiburgs Turm jubelnd und erlösend aus dem Kirchenleib; fein liegt der leichtere Oberteil in umgekehrtem Rhythmus auf dem festen Unterbau und löst dessen ernstes Thema in leichte Folgen bis zum ätherfreien Ausklang der schon himmelumblauen Helmröse.

„Das nenn ich mir einen Abgesang — seht, wie der ganze Bau gelang.“

Die Fliege Laura rettet eine Ehe

Von Kurt Günther von Fischer

Als die ersten weiß-goldenen Strahlen der Morgensonne ins Zimmer fielen, saß Laura schon munter und vernügt auf der oberen Kante des Bücherkastens und fuhr sich mit dem rechten Vorderfuß sanft übers Gesicht. Dann klappte sie den Rüssel etliche Male auf und zu, um einige daranhängende Staubteilchen zu entfernen, streckte hierauf die beiden Vorderbeine wohlig ins Morgenlicht, verlegte ihr Körpergewicht ganz auf das dritte und vierte Bein und mit dem fünften und sechsten polierte sie sorgfältig ihre Flügel. Denn Laura hielt streng auf Reinlichkeit und außerdem wußte sie, was sich für eine Stubenfliege in ihrem Alter schickt.

Plötzlich wurde Laura aufmerksam. Ein gelbes, blitzendes Ding, das in der Nähe der Türe am Boden lag und das Sonnenlicht reflektierte, erregte ihre Neugierde. Sie lief eilig bis zur äußersten Kantenkante und versuchte zu sehen, was es sei, aber die Entfernung war zu groß. Also stieß sie ab und sauste in einer eleganten Linkskurve durchs Zimmer auf das Ding zu. Zuerst zog sie vorsichtig ein paar Kreise. Aber da das Ding sich nicht bewegte und auch nicht besonders roch, ließ sie sich sanft darauf nieder.

Laura war eine intelligente Fliege, daher hatte sie bald heraus, was es war. Es war so ein Ding, wie die Menschen es verwenden, um sich damit durch die Haare zu fahren. Laura hatte Ähnliches schon öfter beobachtet.

Während sie noch darauf herumkrabbelte, ging plötzlich die Tür auf und der Luftzug wehte Laura weg. Herein kamen Herr und Frau des Hauses; hinter ihnen schob das Mädchen den gedeckten Frühstückstisch. Laura spazierte soeben auf dem glatten Linoleum herum, was ihr großes Vergnügen bereitete, als ein Geschehnis ihr regstes Interesse in Anspruch nahm. Die junge, hübsche Frau bückte sich nämlich mit einem leisen Ausruf und

steckte blitzschnell den Gegenstand zu sich, den Laura früher betrachtet hatte.

Der Gatte drehte sich um. „Was hast du da aufgehoben?“

„Ach, gar nichts!“ sagte die schöne Frau möglichst unbefangen. Laura hätte vor Scham über die dreiste Lüge eröten mögen, aber bei einer Fliege ist dies nicht gut möglich. So sträubte sie also nur ihre Rückenborsten, um ihre Verachtung kundzutun.

Die Stimmung beim Frühstück war gereizt. Laura hörte sich die bissigen Bemerkungen, auf dem Rande einer Kaffeetasse sitzend, an. Dann naschte sie ein bißchen von dem braunen Teich. Aber sie wurde verjagt und zog jetzt ruhige Kreise über der Zuckerdose. Die Eheleute zankten sich. „Du verheimlichst etwas vor mir!“ sagte der Mann mißtrauisch.

„Ich — aber wieso denn?“ antwortete die junge Frau im Tone der verfolgten Unschuld.

Die Fliege Laura war über diese neuerliche Unwahrheit erobert. Sie wollte den Gatten darauf aufmerksam machen, und da sie es nicht anders wußte, summte sie so laut sie konnte und vollführte knapp vor seiner Nase einige Loopings. Aber er verstand anscheinend die Phraseologie der Fliegensprache nicht, denn seine große Hand führte einen lücherlichen Schlag gegen sie und Laura war gezwungen, eine Notlandung auf seiner Glatze vorzunehmen. Laura liebte diese Glatze; sie war so schön rund und spiegelglatt und man konnte sich darauf ergehen, ohne weit und breit auf ein Hindernis zu stoßen. „Dieses Ding da von vorn, gehört gewiß nicht ihm, denn er hat doch gar keine Haare“, überlegte Laura, aber schon wurde sie wieder verjagt.

„Diese verdammte Fliege!“ schrie der Hausherr wütend. Laura zog sich beleidigt zurück. Sie schwirrte einige Male rund um den Ofen, sauste dann mit einem Bums! an die Fensterscheibe, wobei sie sich den rechten Fühler ein wenig verstauchte. Sie

blieb sitzen und besah sich das Wetter. Dann ging sie ein wenig an der Decke kopfüber spazieren und krabbelte die Lusterschnur abwärts, bis sie dieser Zeitvertreib langweilte und sie wieder zum Frühstückstisch zurückkehrte. Dort setzte sie sich neben den Honig und rührte ein bißchen mit dem Züssl drin herum. Der eheliche Streit war indessen weitergegangen und der Hausherr befand sich gerade auf dem Höhepunkt des Zornes, als er Laura bemerkte. „So ein Biest!“ brüllte er, packte die Zuckerdose und warf sie nach ihr. Laura rettete sich durch einen rasenden Sturzflug zum Fußboden. Die Dose zerschellte in tausend Scherben und es regnete Zucker. Die Gattin verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln. „Ich bitte dich, schone deine zarten Nerven!“ sagte sie. Das brachte das Faß zum Überlaufen. „Jetzt habe ich genug!“ donnerte der Gatte und sprang auf. „Ich verreise! Adieu!“ Und er knallte die Tür zu.



Südlicher Hafen

Reinh. Winkle

Auf der äußersten Spitze der Stielampe sitzend, hörte Laura das mit an und sie war sich darüber klar, daß diese Ehe etwas unharmonisch verlaufe. Sie fühlte sich nicht ganz wohl dabei, es störte gewissermaßen ihre moralischen Lebensanschauungen. Denn Laura selbst lebte bereits seit zwei Monaten in harmonischer Ehe mit Anastasius, einem strammen und soliden Fliegerich, der sich in die seidigen Borsten ihrer sechs Beinchen verliebt hatte. Siebenhundertachtunddreißig Kindern hatte sie bereits das Leben geschenkt, von denen sich die ältesten allerdings schon allein erhielten...

Jetzt wurde Laura in ihren Gedankengängen unterbrochen, denn die Frau des Hauses erhob sich und ging ins anstoßende Zimmer. Laura hätte gar zu gerne gewußt, was sie drin machte, aber die Verbindungstür war zugefallen. Nicht umsonst jedoch war Lauras Raffinement bei den Fliegen der Wohnung geradezu sprichwörtlich, und so kam sie bald drauf, daß sich in der Tür, etwa hundert Fliegenlängen über dem Boden, ein kleines Loch befand.

Also schlüpfte Laura in dieses Loch und guckte auf der anderen Seite vorsichtig hinaus. Sie fühlte sich ein wenig ungemütlich in dieser engen Umgebung und war sich einer dümmenden Ahnung aus ihren frühen Kindheitstagen bewußt, als sie noch als Made vierzehn Tage in einem alten Hühnerhaschee lebte.

Immerhin sah sie jetzt, was die Hausfrau machte. Sie ging auf das schwarze Ding zu, das auf einem Tischchen stand und oft so einen schrecklichen Lärm von sich gab. Der obere Teil von dem Ding hatte ein Loch, das in eine dunkle Höhle führte. Hier pflegte Laura des öfteren mit ihren Kinderchen „Rüber und Gendarm“ zu spielen. Unten hing eine Schnur weg und darauf bemerkte Laura ihren Gatten Anastasius, der mit einigen Kinderchen das Gehen mit dem Kopf nach unten übte.

Die schöne, junge Hausfrau hob jetzt den oberen Teil von dem Ding ab, drehte mit dem Finger ein bißchen drin herum und sprach in das Loch hinein: „Hallo... sind Sie's, Alfred? Denken Sie sich, Sie haben gestern Ihren Taschenkamm bei mir vergessen! Fast hätte mein Mann was gemerkt! Ja...“ sie lachte leise und melodisch... er ist übrigens böse und verreist. Sie kommen doch heute, nicht wahr?... gut, also auf Wiedersehen um fünf!“...

Laura flüchtete schnell aus dem Loch und verkroch sich unter die Couch, wo es am dunkelsten war. Sie runzelte die Fühler und dachte über das Gehörte angestrengt nach. Obwohl sie die Sachlage noch nicht ganz klar übersah, sagte ihr doch ein gewisser weiblicher Instinkt, daß hier etwas Unrechtes geschah. Sie kroch ruckweise unter der Couch hervor und beschloß, die Dinge an sich herankommen zu lassen. Auf keinen Fall aber würde sie eine Befleckung der Ehre des Hauses dulden, dazu waren ihre ethischen Ideale zu fest gegründet.

Vernügt über dieses Resultat, beschloß Laura, die Folgezeit angenehm zuzubringen. Also machte sie mehrere Besuche bei befreundeten Fliegenfamilien in der Diele und Küche. Diese Visiten hielten sie bis gegen Mittag auf. Am Nachmittag beschäftigte sie sich dann damit, ihren vierundfünfzig jüngsten Kindern, die erst vorgestern ausgeschlüpft waren, einige kleine Tricks beim Gleit- und Segelflug beizubringen.

Um punkt halb fünf aber saß sie schon ungeduldig auf dem großen, grünen Blatt der Zimmerpalme und harpte der kommenden Ereignisse. Laura mußte lange warten und verlegte ihr Körpergewicht immer abwechselnd auf einen ihrer Füße, nur den vierten verschonte sie, denn dieser hatte ein Hühnerauge.

Auch die junge Hausfrau lag in einem herrlichen Kleid auf der Couch und wartete. Endlich öffnete sich die Tür, und Alfred, ein großer, blonder Mann, stürzte mit einem Blumenstrauß herein. Laura erwartete eine Schönheit zu sehen. Aber, nichts da! Keine eingeschürzte Taille, kein stengeldüner Hals, nichts, was ein richtiges Fliegenherz erwärmen könnte! Der Resedenduft, der ihn umgab, war Laura ein Greuel. Und außerdem hatte er im ganzen nur vier Füße — kurz, Laura verstand nicht, wie man sich für solch einen Mann begeistern konnte.

Die junge Hausfrau schien aber anderer Meinung zu sein. Sie begrüßte Alfred überaus herzlich und bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen. Laura fühlte deutlich: so konnte das nicht weitergehen! Hier bereitete sich ein Seitensprung vor. Und wirklich wurde im Verlauf der nächsten halben Stunde der blonde Mann zum Entsetzen Lauras immer stürmischer und zärtlicher. Laura bekam Herzklopfen. Sie hatte doch nicht in den acht langen Monaten ihres Erdenlebens immer streng auf Sitte und Moral gesehen, um dann so etwas unter ihren Augen geschehen zu lassen.

Plötzlich riß Alfred die Frau in seine Arme und ihre Gesichter kamen einander nahe...

Laura schwindelte es, in allen sechs Beinchen wurde ihr schwach. Es mußte verhindert werden! Laura war sich darüber klar, daß sie mit allem, nötigenfalls sogar mit ihrem Leben für die Heiligkeit der Ehe einzustehen hatte.

Schon näherten sich die beiden roten Lippenpaare zum heißen Kuß — da überkam die Fliege Laura eine heroische Tatkraft... noch ein letzter Gedanke an ihren Gatten Anastasius und dann flog Laura mitten zwischen die sich nähernden Lippen hinein!! Das heißt: sie wollte es tun, aber Alfred bemerkte sie noch rechtzeitig. „Verdamme Fliegen!“ flüchte er, fuhr zurück und führte mit der Hand einen fürchterlichen Schlag nach Laura.

Die Arme versuchte sich noch im letzten Augenblick durch einige flugtechnische Kunststückchen zu retten — doch es war zu spät! Der Schlag traf sie. Und infolge der Inkongruenz zwischen der Widerstandsfähigkeit von Lauras Oberfläche und der dynamischen

Wucht von Alfreds Hand, war Laura auf der Stelle tot. Ihr Abschied aus dem Leben vollzog sich kurz und schmerzlos. Sie starb auf dem Felde der Moral... Aber bitte, legen Sie das Blatt noch nicht beiseite! Denn die Geschichte geht noch weiter. Es hatte nämlich einer von Alfreds Fingernägeln bei dem entsetzlichen Todesschlag die Nase der schönen, jungen Frau gestreift und einen roten, häßlichen Kratzer darauf zurückgelassen. Nichts aber kann eine Frau mehr erzürnen, als eine Minderung ihrer Schönheit. Die junge Frau war mit einem Schmerzenslaut zurückgezuckt. „So passen Sie doch auf!“ sagte sie. „Wie kann man nur gleich so wild um sich schlagen!“ Sie erhob sich und trat zum Fenster. „Mein Mann hätte das nicht getan!“ Alfred hatte schon eine zärtliche Entschuldigung auf den Lippen gehabt, aber der letzte Satz reizte ihn. „Ihr Mann ist ein Waschlapfen!“ sagte er verächtlich. Die junge Frau wandte ihr Köpfchen um. Es war rot und erzürnt. „Immer noch besser ein Waschlapfen, als ein Grobian!“ Die Stimmung war eisig. Alfred stand auf, verbeugte sich steif und verließ wortlos das Zimmer... Am Abend desselben Tages empfing die junge Frau ihren Gatten

in sehr versöhnlicher Stimmung. Er hatte inzwischen seine Reisepläne aufgegeben und so war das eheliche Glück auf lange Zeit gesichert. Genau so in der zweiten Ehe, denn Alfred war ebenfalls verheiratet. Die Moral hatte gesiegt über die Unmoral, die Tugend über den Leichtsinn, und vier Menschen war viel Kummer erspart worden. Obendrein blieben die Geschäftshäuser, an deren Spitze die beiden Männer standen, von allen Schwierigkeiten verschont, die unfehlbar als Nachwirkungen der seelischen Zerrüttung ihrer Chefs eingetreten wären. Dadurch wurden hunderte Angestellter vor schweren Sorgen bewahrt, ebenso deren Familien, die Verwandten der Familien, und so weiter... Und das alles durch den Opfermut eines kleinen Tieres aus der Klasse der Kerfen, Unterklasse der Zweiflügler, Abteilung der Kurzhörner — namens Laura! Aber das alles wußte Laura nicht, denn erstens hatte sie nie Naturgeschichte studiert, der Name Linné war ihr wirklich fremd, und zweitens weilte sie nicht mehr unter den Lebenden. Am Abend ergriff das Stubenmädchen die arme, tote Fliege mit zwei gespreizten Finger nund warf sie voll Ekel in den Mülleimer. So undankbar sind die Menschen!



Flieg, Adler, flieg!

Ein Erlebnis am Gardasee

Einen Adler, der wie ein Beherrscher der Berge über die Gipfel dahinzieht, mit dem Stutzen herunterzuholen, das mag schon eine Lust sein. Aber einen Adler zu fangen und in einen Käfig zu sperren, muß allen geradegewachsenen Menschen gegen den Strich gehen.

Vielleicht mochten wir deshalb den Wirt unseres Quartiers in den Tiroler Bergen nicht recht leiden. Er hatte einen gefangenen Adler in einen viel zu engen Vogelkäfig gezwängt und war nicht zu bewegen, auf dieses Zugstück seines Hotels zu verzichten. Wegen seines Bockbarts nannten wir ihn „Meckmeck“. Der Kerl paßte auf seinen Adler auf wie ein Schießhund.

Luis Trenker, der dezimal mit uns in Tirol war und seinen Film „Der Rebell“ drehte, besprach, als er plötzlich abreisen mußte, die Sache mit uns, und wir gaben ihm das Versprechen, den gefangenen Adler zu befreien, koste es, was es wolle! Acht Tage später mußten wir Trenker nachfahren. Aber wir waren nicht dazu gekommen, den Vogel aus seinem Käfig zu holen. Der „Meckmeck“ war Tag und Nacht auf der Lauer gelegen.

Wir dachten schon, der Trenker hätte die Sache vergessen. Aber da bekam er eines Tages einen Brief von einem Fräulein, das seinerzeit von der Sache gehört hatte und das nun wieder in das Hotel von dem Bocksbart gekommen war, und es schrieb, wie nett es doch gewesen wäre, wenn man den Adler wirklich befreit hätte! Trenker, der uns gar nicht befragte, so überzeugt war er davon, daß wir unser

Versprechen erfüllt hatten, antwortete dem Fräulein mit einem höflichen Brief. Liebes Fräulein, schrieb er, der Adler ist ja längst in Freiheit. Meine Leute haben das besorgt. Doch das Sakramentsweilsbild gab keine Ruhe. Prompt kam wieder so ein Schreiben, so ein Malefizbrief: Es hätte, so schrieb das Fräulein, nie im Leben gedacht, daß die Adler, wenn sie einmal frei geworden sind, wieder in den Käfig zurückfliegen. Das Donnerwetter das wir da bekamen, werden wir so schnell nicht vergessen. Gott sei Dank hatte der Trenker bald andere Sorgen, und die Geschichte wurde begraben. Bis wir dann zu den Aufnahmen zum „Condottieri“ in die Gardaseegegend gerieten.

Steht da auf einmal in einem Dorf ein Kerl mit einem Vogelkäfig, und in dem viel zu engen Gefängnis hockt ein Adler, kaum rühren konnte er sich! Da fiel uns der Adler aus Tirol ein, und wir fragten, was er kosten sollte, der schöne gefangene Adler da in seinem Gehäuse. Es ging uns durch und durch, wie er so dasaß und die Flügel heben wollte und nicht konnte.

Einhundert Lire wollte der Kerl haben. Wir einigten uns schließlich auf sechzig, und jeder von uns gab zehn Lire von seinem Tagelohn. Dann hülten wir La Aquila, wie die Italiener den Adler nennen, in ein Tuch, brachten ihn ein Stück mit hinaus auf den Berg und waren darauf gefaßt, daß er in dem Augenblick, wo er sich regen konnte, auf und davon sein würde. Albert Benitz hielt jedenfalls seine Kamera bereit. Aber der Adler begriff es überhaupt nicht, daß er frei war. Ganze 25 Minuten saß er da, sügte in die Gegend, putzte sich, und als er endlich die Flügel spannte und aufflog, zog er eine gar nicht allzu große Bahn und blieb schließlich in

einer Entfernung von 3 Kilometern auf einem Baum sitzen.

Der Lehner, der bekanntlich aus Zermatt ist, wo sie Gelegenheit haben, Adler zu beobachten, wettete mit uns, daß unser Adler noch auf dem Baum sitzen würde, wenn wir jetzt hinkämen. Wir lachten ihn aus, aber er gewann die Wette, und sogar Luis Trenker mußte fünfzig Lire auf den Tisch legen. Der Adler blieb auf dem Ast des Baumes sitzen. Er erinnerte uns an einen Menschen, der allzu lange im Kerker war und der in den ersten Tagen nach seiner Entlassung nichts mit seiner Freiheit anzufangen weiß.

Mit einem Male aber stieg der Adler auf! Ehe wir recht begriffen hatten, segelte er mit breiten Schwingen dahin, schön sah es aus, und wir blickten ihm nach, wie er so in die Ferne zog, immer weiter hinaus, bis er nur noch ein kleiner Punkt im Dunst war und am Ende ganz verschwand. Albert hatte dieses Schauspiel gedreht, und Trenker beschloß, den Adler und seinen Flug in die Freiheit mit in seinen Film „Condottieri“ zu nehmen. Nämlich an die Stelle, wo der aus der Haft geflohene Giovanni, der Held des Films, den Trenker selbst spielt, wieder die Berge verläßt, um in den Kampf zu ziehen.

Der Adler ist außerdem ja der symbolische Vogel des Propheten Johannes, und Giovanni heißt Johannes. „Ecco!“ würden da die Italiener sagen. Und das heißt soviel wie „Na also!“

„Na also!“ sagten auch wir und meinten damit, daß nun die Sache mit dem Adler aus Tirol endgültig erledigt sei. Das war sie denn auch. Und deshalb darf die Geschichte jetzt weitererzählt werden, und wir dürfen unseren Namen druntersetzen, ohne uns dabei zu genießen, wir —

Die Trenkergarde

DIE FAHRT INS GLÜCK

Unser Zeichner belauscht eine Außenaufnahme

Zwei Glückliche fahren „In den sonnigen Tag hinein“. Das kommt fast in jedem Film vor. Auch in dem neuen Jenny-Jugofilm der Tobis Rota „Gefährliches Spiel“. Im Film sieht das immer sehr gut aus. Die beiden Darsteller sind nämlich in Nahaufnahme zu erblicken, schön groß und deutlich, wie sie es auch verdienen. Aber so einfach, wie es aussieht, ist das nicht. Das ist im Film so: Je natürlicher eine

Sache wirkt, um so umständlicher geht es bei der Aufnahme zu. In diesem Falle wird der Wagen, in dem die beiden Glücklichen sitzen, nur zur Hälfte als ein Gefährt hergerichtet, das ins Bild kommt. Die andere Hälfte dient der Aufnahme. Und das Fahren wird mit Hilfe eines anderen Wagens und einer Leine bewerkstelligt.

Wer dieses Gespann unterwegs trifft und

in dem schwarzen Kasten, der auf die beiden Glücklichen zielt, nicht eine Kamera erkennt, der glaubt wohl, ein heftig demoliertes Wagen würde abgeschleppt.

Aber nicht doch! Es ist alles in schönster Ordnung. Die Sonne lacht, die grünen Bäume stehen Spalier, und die beiden im Wagen lachen der Kamera ins Objektiv. Es ist eine echte Fahrt ins Glück.

RESTE-MAHLZEIT

Heitere Skizze von C. Wesendonk

Mit dem herrlichen Gefühl: morgen ist Sonntag, dann kann ich ausschlafen, ging ich diesen Abend so gegen zwölf Uhr ins Bett. Desto überraschter schrak ich auf, als gegen acht Uhr morgens, säge und schreibe acht Uhr am Sonntag, also eigentlich noch in der Nacht, der Fernsprecher schrillte. Ich nahm den Hörer ab und rief böse: „Wer ist da?“

„Bitte, verzeihen Sie“, sagte eine zarte Frauenstimme am anderen Ende des Drahtes, „ist die Stellung schon besetzt?“ „Welche Stellung?“ fragte ich nicht besonders freundlich.

„Sie haben doch in der gestrigen Abendzeitung eine Anzeige eingerückt, daß Sie eine ältere Dame zur Haushaltsführung suchen, und dann diese Rufnummer. Ich bin eine repräsentative Erscheinung, und ich kann sehr gut kochen.“

Ohne Antwort zu geben, legte ich den Hörer nieder. Daran war nicht zu zweifeln, dies mußte ein Streich eines Freundes sein.

Aber dann klingelte der Fernsprecher schon wieder. Eine ganze Wortflut überwallte mich. „Kann ich vielleicht ein vorbeikommen und mich vorstellen, ich hab' prima Zeugnisse, kann kochen, servieren, spiele Klavier und Golf und halte sehr viel von Tieren.“ Ich konnte diesen Wortstrom allein nur dadurch aufhalten, daß ich den Hörer weglegte.

Ich stopfte den Apparat unter die Kissen meines Sofas, holte die Zeitung aus dem Briefkasten und kroch wieder ins Bett. Ja, da stand es schwarz auf weiß: „Ältere Dame zum Führen eines Arztthaushaltes gesucht, die gut kochen kann, repräsentative Erscheinung“ und dann ... meine Rufnummer. Ein prächtiger Druckfehler! Leise schellte der Fernsprecher unter den Kissen. Ich zog die Decke über die Ohren und ließ ihn schellen. Als ich am Frühstückstisch saß, erinnerte ich mich plötzlich daran, daß mein Freund Peter anrufen wollte, um sich mit mir für den Sonntag zu verabreden.

Bald schellte es aufs neue aus dem Versteck. Ich schob schon die Kissen weg und fragte sacht: „Hallo?“ Natürlich war das wieder eine Haushälterin. Wütend wollte ich wieder einhängen, aber die Stimme klang ganz freundlich und gar nicht alt. „Bitte, nehmen Sie es mir nicht übel“, sagte die Stimme, „daß ich so früh störe.“ (Ich sah auf meine Uhr, es war gerade elf Uhr. Sympathisches Mädchen, dachte ich und lauschte weiter.) „Und dann noch am Sonntag“, sagte die Stimme weiter, „aber ich war so bange, daß die Stellung besetzt sein würde. Ich würde sehr gern kommen und mit Ihnen sprechen.“ (Nett, wirklich nett.) „Ich bin eben in den Zwanzigern“ (noch netter), „aber ich koche wirklich sehr gut und kann wohl einen Haushalt führen. Wollen Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen einen Beweis von meinem Können abzugeben? Ich könnte unmittelbar beginnen.“ (Ausgezeichnet.)

„Sie können heute mittag zu mir kommen und probekochen“, antwortete ich und sprach mit einer tiefen Stimme, „Anmeldung kurz nach ein Uhr.“ Ich nannte Straße und Hausnummer.

„Danke Ihnen, Ich werde ganz genau zur Zeit bei Ihnen sein“, sagte das Mädchen.

Ich rieb meine Hände und ging zur Speisekammer hinüber. Da lagen nur ein armseliger Rest Gemüse, eine Büchse Corned Beef, einige Zwiebeln und ein Sack Mehl. Bei näherer Untersuchung entdeckte ich noch ein paar Apfel und zwei Büchsen Sardinen neben einem Rest Schweizer Käse. Scheinbar hatte Minna, die Perle, die Samstags meine Junggesellenwohnung reinigt, vergessen, aufs neue einzukaufen.

Wieder schrillte der Fernsprecher. Andauernd hintereinander. Das konnte nur mein Freund Peter sein... Jawohl, er war es. Ich lud ihn festlich ein, um zwei Uhr zu mir zu kommen, mit mir zu essen. Er fragte tausend Dinge, wollte alles wissen, aber ich verriet nichts.

Kurz nach ein Uhr schellte es. Die neue Haushälterin kam herein. Sie übertraf alle meine Erwartungen. So hübsch und lieb hatte ich sie mir nicht vorgestellt. Verlegen band sie sich eine Küchenschürze um und stand dann ratlos vor den Resten meiner Vorratskammer.

„Muß ich davon ein Mittagessen kochen?“ stammelte sie. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, sagte ich und begab mich in mein Studierzimmer.

Mit halbem Ohr lauschte ich zur Küche hin, da wurde mit Schüsseln geklappt, und gegen halb zwei Uhr roch es lecker. Um zwei Uhr kam Peter. Ich schleppte ihn in mein Studierzimmer und erzählte ihm meine Erlebnisse vom Morgen. Er wollte sofort in die Küche, um das Mädchen anzuschauen, aber ich hielt ihn zurück, und sofort danach öffnete sich die Tür, mit hochroten Wangen erschien meine „Köchin“ und sagte, daß der Tisch gedeckt wäre.

Draußen konnte ich sie gerade noch am Zipfel ihres Mantels festhalten. „Sie essen natürlich mit uns mit“, sagte ich. — „Nein, ich weigere mich“, sagte sie, „Sie haben sich einen faulen Spaß mit mir erlaubt. Sie suchen gar keine Haushälterin, und hier ist auch kein Arztthaushalt!“ Ich sah, daß sie Tränen in den Augen hatte.

„Kommen Sie, ich werde Ihnen alles erklären, aber bitte gehen Sie mit herein und essen Sie mit uns!“

„Ist das noch nicht genug?“ erklärte sie immer wieder, als sie etwas zu sich gekommen war.

Was soll ich noch viel erzählen? Das Essen war ausgezeichnet. Es schmeckte ein klein wenig nach Sardinen, ein wenig mehr nach Gemüse und ganz stark nach Corned-Beef, aber wir aßen alles auf. Übrigens habe ich die Haushälterin später doch für ganz angenommen, obwohl ich nicht die Anzeige aufgeben hatte. Des Sonntags kommt mein Freund Peter, um mit uns zu essen, und wenn meine kleine Frau dann auftischt und mit einem Lachen erklärt, daß es dieses Mal nicht so „bunt“ schmecke, dann seufzt er und sagt: „Junge, was hast du für ein Glück gehabt!“

Muttersprache

Du bist so schön wie dunkler Wälder Rauschen,
So unausschöpflich wie des Himmels Blau,
Du birgst in dir der Wolke fahles Grau
Und alle Sehnsucht, der die Herzen lauschen.

Du bist Musik! Du meine deutsche Sprache,
Aus strahlenden Akkorden aufgebaut,
Wer deiner Klänge dunkelm Strom vertraut,
Den schuf der Herr zum Dichter, daß er wache

Und priesterlich sich deiner Schönheit beuge,
An deiner Bilder Fülle stolz verloren,
Denn immer wieder werden die geboren,
Die deinen Reichtum kosten bis zur Neige.

Anita Franck

Buntes Allerlei

„Großmama“, fragte die vierjährige Enkelin, „wenn ich einmal wo eingeladen bin, und es gibt Kuchen, soll ich ihn dann mit dem Löffel oder mit der Gabel essen?“ — „Nun, es ist wohl besser, ein so kleines Mädel wie du ißt ihn mit dem Löffel.“ — „Großmama, du hast wohl nicht gerade ein Stück da, daß wir es mal ausprobieren können?“

Unser Freund Siegfried hat ein neues möbliertes Zimmer. An einem schönen Morgen sagt er schüchtern zu seiner Zimmerwirtin: „Ach, Frau Krause, das Rasierwasser war aber heute zu heiß.“ — „Rasierwasser?“ schreit Frau Krause, „das war doch der Morgenkaffee...“

„Meine Frau droht, mich zu verlassen“, erzählte Herr Schmidt seinem Freunde, „wenn ich meinen Stammtisch nicht aufbeuge.“ — „Das ist ja schrecklich!“ rief der Freund. — Schmidt seufzte: „Ja, ich werde sie sehr vermissen.“

„Na, Peter, wie gefällt dir's denn auf der neuen Stelle?“ — „Einfach famos!“ — „So, was hast du denn da zu tun?“ — „Eigentlich gar nichts. Ich karre bloß egalweg die Steine auf dem Bau rauf zum Maurer, na, und der macht dann die Arbeit.“

Der kleine Donald beobachtet durchs Fenster, wie die Zweige im Winde hin- und herwehen und die Leute auf der Straße die Hüte festhalten. „Vati“, wendet er sich an den Papa, „wo ist denn der Wind, wenn er nicht weht?“

Ein Amerikaner und ein Engländer sprachen über Geschäfte und Geschäftsleute, und jeder nahm für seine Landsleute in Anspruch, daß sie die Tüchtigeren wären. „Sehen Sie“, erklärte der Newyorker, „ich bin in den letzten Jahren regelmäßig nach London gekommen, und ich habe nie jemand getroffen, den ich einen scharfen Geschäftsmann nennen würde.“ „Selbstverständlich“, entgegnete der Londoner, „diese Arten sitzen bei uns alle im Gefängnis.“

Ihm zu Gefallen

Richard Strauß betrat ein Restaurant. Das Viernärrorchester gab den Walzer aus dem „Rosenkavalier“ zum Besten. Als sie damit fertig waren, winkte Strauß den Kapellmeister und Primgeiger an seinen Tisch. „Sagen Sie, mein Lieber, würden Sie wohl mir zu Gefallen etwas besonderes spielen?“

Der Geiger verneigte sich fast bis zur Erde: „Selbstverständlich, Meister.“ „Dann seien Sie so gut und spielen Sie mit Ihrem Orchester einen Skat, bis ich mit Essen fertig bin.“

Anders herum

Toni kommt zur Kartenlegerin. „Sie wollen also Ihre Zukunft wissen?“ — „Nein, die Vergangenheit. Ich habe irgendwo meinen Schirm gestern stehen lassen und will wissen, wo...“

Deshalb

Schriftsteller: „Lieber Freund, ich will nicht aufschneiden, aber ich habe tatsächlich noch nie von einer Zeitung ein Manuskript zurückbekommen.“ Freund: „Ja, legst du denn kein Rückporto bei?“

Schadenersatz

„Herr Bürgermeister, auf der baufälligen Brücke hat sich mein Mann den Fuß gebrochen. Wir verlangen zweihundert Mark Schadenersatz.“

„Das ist völlig zwecklos, liebe Frau. Denn das Betreten der Brücke war bei zehn Mark Strafe verboten.“

„Die können Sie in Abzug bringen.“

Der Unfall

„Wie ich hörte, hatte Ihre Gattin mit ihrem Auto einen Unfall. Es ist doch hoffentlich nichts Ernstliches passiert?“ „Nicht so ängstlich. Beide haben nur etwas Farbe verloren.“

Kunstauffassung

Als Lovis Corinth eines Tages die Skizzen seiner Schüler prüfte, brach er vor der Leistung einer Malerin, die eine Landschaft in Purpur und Grasgrün vor sich hintünchte, in die Worte aus:

„Du lieber Himmel — was machen Sie denn da?“

Pikiert erwiderte die junge Dame: „Ich male, was ich sehe.“

Darauf sagte der Meister: „Sie werden schon staunen, wenn Sie erst sehen, was Sie gemalt haben!“

Glück

Zwei Bühnenkünstler aus Berlin sitzen in einem guten Restaurant, essen, trinken und plaudern. Endlich wollen sie aufbrechen.

„Herr Ober, zahlen!“ ruft der eine, faßt in die Brusttasche, wird blaß, durchsucht alle Taschen seines Anzuges und ruff schließlich verzweifelt: „Um Gottes willen! Ich habe meine Brieftasche verloren. Nun muß ich Sie schon bitten, meine Rechnung auszulegen, lieber Freund. Ich... ich... Gott sei Dank, da ist sie ja. Das nenne ich wirklich Glück!“

„Und ich erst!“ erwiderte sein Freund mit erleichtertem Seufzer.

So ist es

„Eine Person in Ihrer nächsten Nähe wird bald eine große Enttäuschung erleben“, sagte die Wahrsagerin mit düsterer Miene. „Stimmt!“ rief der Besucher. „Ich habe mein Geld vergessen.“

Verständlich

Müller verkauft sein Auto. Schulze kauft das Auto. Für ganze 450 Mark. Schulze ist zufrieden.

Am nächsten Tage ist Schulze nicht mehr zufrieden. „Sie müssen den Wagen zurücknehmen. Er schleudert derartig, daß man das Rad nicht halten kann.“

Meint Müller: „Na ja, Sie haben ja den Wagen auch zu einem Schleuderpreis gekauft.“



Holzschritt Bold

Entweder — oder

Ein junger Bühnenschriftsteller hatte eines seiner ersten Stücke Chiarelli übersandt mit der Bitte, es durchzusehen und zu beurteilen.

Nach einigen Tagen trifft der Autor Chiarelli. Der sagte ihm mit der ihm eigenen Offenherzigkeit: „Ihr Stück ist wirklich unvorstellbar schlecht. Unter aller Kritik!“ Der junge Dichter ist über die vernichtende Aussage verzweifelt. „Du lieber Gott“, meint er niedergeschlagen, „ist es denn wirklich so schwer, ein anständiges Stück zu schreiben?“

Chiarelli lächelt: „Es ist entweder leicht oder unmöglich.“

Sicheres Zeichen

Frau Müller hat Kaffeekränzchen. Es kommen mehrere Damen in ärmellosen Kleidern. Fragt Rosmarie: „Werden die Tanten geimpft?“

Wie überall

Fritzchen ist mit Vati im Zoo. Im Nilpferdkäfig war Zuwachs angekommen. Das kleine Nilpferd lag in einer Ecke auf einem Strohhaufen. Im Wasser tummelte sich das Elternpaar.

Da sagt Fritz plötzlich: „Papa, das ist wie bei uns. Die Eltern gehen schwimmen und das Kind bleibt zu Hause.“

Noch nicht so weit!

„Du solltest heute abend nicht ausgehen“, sagte die sparsame Hausfrau zu ihrem Mann. „Denke daran, daß wir zu Pfingsten verreisen wollten.“

„Zu Pfingsten? — Bis dahin bin ich doch längst wieder da.“



Der Angler

Bold

Das Stichwort

„Was machst du, um deine unwillkommenen Besucher loszuwerden?“ fragte Peschke, der seinen alten Freund Zimmermann mal wieder aufgesucht hatte.

„Sehr einfach, wenn meine Frau meint, daß ein Besucher meine kostbare Zeit allzu reichlich in Anspruch nimmt, schickt sie einfach das Mädchen hinein und läßt sagen, daß ich am Telephon verlangt werde.“

Im selben Augenblick klopfte es an der Tür, das Mädchen kommt herein und sagt: „Sie werden am Telephon verlangt, Herr Zimmermann.“

Pech!

„Weshalb ist denn Rosel mit ihrem Verlobten böse?“

„Er sollte raten, wie alt sie ist.“

„???“

„Er hat richtig geraten.“

Einziger Weg

„Haben Sie denn Ihrer Frau schon gesagt, weshalb Sie gestern so spät nach Hause gekommen sind?“

„Ich werde es ihr schreiben.“

„Schreiben? Warum denn?“

„Bis jetzt hat sie mich noch nicht zu Worte kommen lassen.“

Schulaufsatz

Fritzchen muß einen Aufsatz schreiben. Über die Zigeuner. Unter anderem schreibt er:

„Die Zigeuner sind sehr heißblütig. Wenn einer gereizt wird, zieht er seinen Dolch, ersticht seinen Gegner, und gleich darauf sind die beiden wieder beste Freunde.“

Der Ausweg

„Meine Frau ruiniert mich vollständig. Alle Wochen kauft sie sich ein paar neue Handschuhe.“

„Schenke ihr einen hübschen Ring.“

Heiteres vom Theologen

Der höfliche Kaplan.

Dr. South, der Kaplan Karls II. von England, predigte einst vor dem gesamten Hof und mußte nach einiger Zeit feststellen, daß mehrere seiner Zuhörer schliefen. Kurz entschlossen änderte der Geistliche seine Vortragsweise; dergestalt, daß, da er einen der Schläfer erkannte, er laut dessen Namen „Graf Lauderdale!“ rief, bis der so unzutun Geweckte erschrocken aufuhr und erstaunt auf den Prediger schaute.

Der lächelte höflich und sagte halbblau: „Verzeihen Sie, Mylord, daß ich Sie störe, ich wollte Sie bitten, nicht allzu laut zu schnarchen, da Sie sonst Se. Majestät aufwecken!“



Venedig

Reinh. Winkler



Hafengasse

Benno Eggert

Fotofreunde!

Der Frühling lockt Sie und Ihre Kamera ins Freie; ausschließlich gute Aufnahmen werden Sie erzielen, wenn Sie nächstehende Fachliteratur beherrschen:

Auf die Belichtung kommt es an
von Jos. Drausinger RM. 1.10

Richtiges Entwickeln
von Gerhard Isert RM. 1.—

Panchromatische Fotografie
von Gerhard Isert RM. 0.45

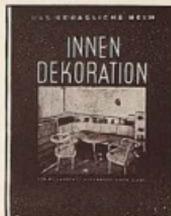
Zu haben bei Ihrem Fotohändler
oder im Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstr. 10

Zeitschriften-Vertreter

zum Vertrieb bekannter
und lohnender Hefte
gesucht. Angebote unter
J 216 an den Verlag der
„Jugend“.

Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung



48. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOF RAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Hefen reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrst.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTT GART O 73

Warum blindrasieren?



Sparpackung (ca. 200 Rasuren) nur
M. 1,65 und Porto vom Alleinhersteller:
PHARMAKON G.m.b.H., München,
Herrnstr. 10/1 Postsch. München 4722
Verkaufsstellen an Friseur- und Fach-
geschäfte u. Vertretungen zu vergeben

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Darliegendes Heft
gibt Ihnen ein kleines Bild
unserer Leistungsfähigkeit

Graphische Kunstanstalt W. Schütz München

Herrnstraße 8-10 Fernsprecher Nr. 20763

HYPAGIN-TEE

der Harnsäure lösende
Kräutertee zur

**Entgiftung
Entsäuerung
Entschlackung
des Körpers**

In allen Apotheken erhältlich.
Fordern Sie Gratisprobe und
Prospekt an vom Hersteller:
LUDWIGS-APOTHEKE
München - Neuhauserstr. 8

**Der Kupfinger Wastl
geht zum
Bauerntheater**

von Michel Vomland

Für RM. 2.50
bei ihrem Buchhändler

G. HIRTH VERLAG AG.,
MÜNCHEN 2 NO

Die Waschhand-Gesellschaft

Von Wilhelm Lichtenberg

Wir, in der Eigenheimsiedlung, waren — wie man so sagt — ein bunt durcheinander gewürfeltes Völkchen. Aber man kennt das ja. Und wer jetzt glaubt, es käme der übliche Bericht von Streitigkeiten und Rivalitäten in dieser entzückenden Siedlung, der irrt. Aber schon sehr! Im Gegenteil. Wir lebten einträchtig wie eine große Familie miteinander, kein Schatten kleiner Menschlichkeiten trübte unsere Stadtabgeschiedenheit.

Wir trafen uns auch regelmäßig an reizenden kleinen Abenden, einmal bei dem, einmal bei jenem. Und hatten mit der Zeit das Gefühl, auf einer Insel der Seligen zu leben, so wenig drang der Zank und der Hader des Alltages zu uns. Ja.

Bis ich eines Tages — in aller Bescheidenheit muß ich es sagen — eine geradezu kolumbusartige Idee hatte. Nämlich: „Wir leben hier, nicht wahr, liebe Freunde, fernab vom Lärm der großen Welt, wir achten, wir lieben einander, wir versuchen es, uns mit allen Mitteln, die uns nur zu Gebote stehen, zu helfen. Warum gehen wir nicht einen Schritt weiter? Wir sitzen hier sehr gemütlich beisammen: Ein Arzt, ein Rechtsanwalt, ein Radiohändler, ein Kaffeehausbesitzer, eine Kunstgewerberin, ein Tennisplatzinhaber, ein Schriftsteller und noch verschiedene andere, die sehr nützliche Berufe ausüben. Und es ergibt sich immer wieder folgende Situation: Wenn der Arzt einen Prozeß zu führen hat, geht er zum Rechtsanwalt und zahlt ihm hohe Kosten; wenn aber der Rechtsanwalt erkrankt, sucht er den Arzt auf und muß große Honorare hinlegen. Dem Kaffeehausbesitzer muß man für das Lesen der Zeitungen zahlen, dem Radiohändler für Reparaturen, die Kunstgewerberin bezahlt nur gegen Geld. Alle zusammen aber müssen sich die Benützung des Tennisplatzes etwas kosten lassen, und der Besuch der Theater verschlingt Unsummen. Wie überflüssig! Gründen wir doch eine Waschhand-Gesellschaft, nach dem Motto: „Eine Hand wäscht die andere!“ Wir unter uns leisten uns alle Dienste gratis, auf Gegenseitigkeit. Es ist überflüssig, das Geld immer wieder nutzlos von einem zum andern wandern zu lassen. Wir hier, in der Siedlung, führen den bargeldlosen Verkehr ein.“

Wieder in aller Bescheidenheit angemerkt: es waren alle begeistert. Man pries mich als einen einfallreichen Kopf, und der Rechtsanwalt meinte sogar: „Jetzt ist erst der wahrhaft paradisiäische Zustand in unserer Siedlung eingekehrt.“

Schön. Und da sich schon lange die Absicht hatte, den Arzt wegen meines Rachenkatarrhes aufzusuchen, tat ich es bereits am nächsten Tag. Als Mitglied der Waschhand-Gesellschaft. Ich öffnete die Tür zum Wartezimmer und prallte zurück. Übertreibe ich, wenn ich sage, daß hier die ganze Siedlung versammelt war? Nein, ich übertreibe nicht. Es gab ein freudiges Wiedersehen mit allen Freunden; nur der Arzt schien weniger erfreut; aber scheinbar machte ihn der ungewohnte Rummel etwas nervös. Es erschienen dann auch andere Patienten, die nicht zur Waschhandgesellschaft gehörten; als sie aber den Andrang im Wartezimmer sahen, machten sie kehrt und suchten einen anderen Arzt auf. Niemand wartet gerne zu lange.

Den Rechtsanwalt bekam man leider in den nächsten Wochen nicht zu sehen; er schief bereits bei Gericht. Die Mitglieder der Waschhandgesellschaft hatten sich nämlich auf alle Prozesse besonnen, die sie in den letzten zwanzig Jahren nicht führen wollten, weil ja schließlich jeder Prozeß ein Risiko in sich schließt und die Anwaltskosten beinahe unerschwinglich sind. Aber jetzt! Der Tennisplatzbesitzer hatte zum Beispiel eine Gliedkuxin in Kanada verklagt, der ihm seit dreißig Jahren noch zwanzig Friedenskronen schuldete. Die Kunstgewerberin verlangte einen ehemals jungen Mann, der ihr vor fünfzehn Jahren die Ehe versprochen hatte. Der Kaffeehausbesitzer führte mit so ziemlich allen Gästen Prozesse, die ihm in den letzten fünf Jahren die Zeche schuldig geblieben waren. Und ich selbst hatte jetzt endlich Gelegenheit, alle Verleger und Theaterdirektoren, die sich jemals gegen mich unanständig benommen hatten, vor Gericht zu belangen.

Überflüssig zu sagen, daß sämtliche Radios der Siedlung wie durch ein Zauberwort kaputt gegangen waren. Warum auch nicht, wenn Reparaturen kostenlos zur Verfügung stehen? Das

Kaffeehaus war zu jeder Tages- und Nachtzeit überfüllt; wenn es auch nur Wassergläser waren, was tat es? Dafür konnte sich ja der Kaffeehausbesitzer von seinem alten Asthma befreien, er konnte seine Forderungen geltend machen, Tennis spielen...

Ja, also — mit dem Tennisspielen ging es allerdings nicht so einfach. Nein. Es gab nur vier Plätze; sie hatten vorher mehr als reichlich genügt. Aber jetzt spielten sämtliche Waschhänder ununterbrochen auf ihnen — für zahlendes Publikum waren die Plätze längst gesperrt —, und da es sogar unter den Mitgliedern deshalb zu argen Auseinandersetzungen kam, endeten die meisten Partien beim Rechtsanwaltschaft; manchmal sogar beim Arzt. Leider.

Und ich? Der Schriftsteller? Gott, von kleinen Gelegenheitsdichtungen, die ich im Sinne der Statuten zu liefern hatte, will ich nicht erst sprechen. Sie füllten zwar gut die Hälfte meiner Zeit aus, aber das wäre noch nicht schlimm gewesen. Wirklich schlimm war nur, daß ich die andere Hälfte dieser Zeit in Theaterbüros zubringen mußte, wo ich die Freikartenschnorrerei für unsere Waschhänder im großen Betrieb. Zu einer geregelten Arbeit bin ich in den letzten Monaten nicht mehr gekommen. Und so hatten wir alle, wie wir da waren, eigentlich nur miteinander zu tun. Der bargeldlose Verkehr war komplett, denn keiner von uns hatte seit der Gründung dieser Waschhandgesellschaft Bargeld gesehen.

Trotzdem wäre alles recht gut gegangen, wenn der Tennisplatzbesitzer nicht so ein Plebejer gewesen wäre. Eines Tages erschien er nämlich bei mir und sagte: „Meine Frau sieht einem Baby entgegen.“ — Ich gratulierte als Obmann unserer Gesellschaft herzlichst und meinte: „Und wenn es Komplikationen geben sollte, steht Ihnen unser Arzt selbstverständlich zur Verfügung.“ — „Und wenn es keine gibt?“ fragte er, bereits etwas gereizt. „Ihr habt ja vergessen, eine Wehmutter in die Waschhandgesellschaft aufzunehmen!“ — „Verzeihen Sie, werter Herr, aber wir können doch schließlich nicht alles haben...“ erwiderte ich schüchtern. — „So? Dann teile ich Ihnen meinen Austritt mit, für den Fall, daß sich nicht morgen schon eine weise Dame in unserer Gesellschaft befindet.“

Was war zu tun? Sprengen lassen wollte ich meine schöne Gründung nicht. Also begab ich mich zu jener Dame, die am Beginn jedes Lebens steht; sie war nett, freundlich und stellte ihre wertvollen Dienste gerne zur Verfügung. Aber gegen das übliche Honorar. Von unserer Waschhandgesellschaft wollte sie nichts wissen. Ich hielt ihr vor Augen: „Wenn Sie selbst einmal krank werden sollten...“ — „Ich werde nie krank!“, meinte sie mit lächelndem Stolz. — „Oder wenn Sie einen Prozeß führen wollten...“ — „Um alles in der Welt — ich führe niemals Prozesse!“ — „Oder wenn Ihr Radio kaputt geht...“ — „Ich habe keines.“ — „Oder wenn Sie Lust haben, ins Theater zu gehen...“ — „Niemals!“ — „Aber vielleicht spielen Sie gerne Tennis...“ Da wurde sie böse, die reizende Frau, und wies mir die Türe. Weil sie sich von mir nicht zum besten halten ließe.

Bei zwei anderen Damen erging es mir ebenso. Und schließlich mußte ich dem Tennisplatzbesitzer mitteilen, daß er von der Waschhandgesellschaft alles haben könne, nur eben keine Wehmutter. Darauf wurde der Mann wütend und meldete sofort seinen Austritt an.

Und die Kunstgewerberin sagte, wenn sie nicht gratis Tennis

Immer abends als Letztes

Chlorodont

spielen könne, interessiere sie die ganze Waschhandgesellschaft nicht. Und sie trat ebenfalls aus.

Da aber der Kaffeehausbesitzer gerade sein Geschäft renovieren wollte, wobei er stark auf die Kunstgewerberin gerechnet hatte, vertieß auch er unseren Bund.

Und der Arzt sprang ebenfalls aus, weil ihm seine Lektüre im Kaffeehaus das Wichtigste gewesen war. Alle, alle sprangen aus. Denn wo es einmal eine Bresche gibt, stürzt das kunstvollste Gebäude mit der Zeit ein. Das ist nicht anders.

Übrig blieben von der ganzen schönen Waschhandgesellschaft nur der Rechtsanwalt und ich. Er geht täglich dreimal ins

Theater, weil ich ihm ja die Freikarten besorgen muß. Wie er das macht? Sehr einfach! Den ersten Akt sieht er sich im Deutschen Volkstheater an, den zweiten in der Josefstadt, den dritten im Theater an der Wien; nur, damit er mir nichts schenken muß.

Und ich? Man kann sich denken, in welcher gereizten Stimmung ich mich über die Unverschämtheit des Rechtsanwaltes befinde. Also beleidige ich jeden Menschen, der mir in die Quere kommt. Sollen sie mich nur klagen! Wenn der Rechtsanwalt dreimal täglich in einem anderen Theater sitzen will, dann soll er auch dreimal täglich vor anderen Gerichten plädieren! Es ist nur eine kleine Rache.

Kleine Geschichten – von großen Meistern

Ein geistreich sein wollender, eingebildeter Schwätzer fragte einst den großen Gelehrten und geistvollen Epigrammatiker Lichtenberg, den man wegen seines satirischen Witzes Lessing verglich:

„Welcher Unterschied ist zwischen Zeit und Ewigkeit?“

„Das ist nicht ganz leicht zu sagen, lieber Herr“, erwiderte der Gefragte, „denn wenn ich mir die Zeit nehmen wollte, Ihnen das auseinanderzusetzen, würden Sie eine Ewigkeit brauchen, es zu fassen.“

Als der berühmte Fabeldichter Gellert in Leipzig wohnte, hielt eines Tages vor seiner Haustür ein mit Holz hoch beladener Wagen.

Ein Bauer trat, bescheiden die Mütze in der Hand haltend, zu dem Gelehrten in sein Studierzimmer und fragte, ob er vielleicht der bekannte Fabeldichter sei.

„Das stimmt wohl“, erwiderte Gellert in seiner schlichten Weise, „ich schreibe auch ab und an Fabeln.“

Nun bat der Bauer den Dichter, die Fuhr Holz als ein kleines Zeichen der Dankbarkeit anzunehmen für die schönen Tierfabeln, die ihm und besonders seiner Frau und seinen Kindern so großes Vergnügen bereitet hätten.

Als Goethe 1814 als Gast des Bankiers Willemer in der Gerbermühle bei Frankfurt am Main weilte, nahm eines Tages der Pflegethron Willemers, August Bansa, ein auffallend schön gewachsener Jüngling, im Mühlenteich ein Bad, hatte aber das Pech, daß ihm, während er im Wasser war, die Kleider gestohlen wurden.

Obgleich es nun heller Tag war, blieb ihm nichts weiter übrig, als im Adamskostüm nach Hause zu eilen. Als er näher kam, erkannte er voller Scham, daß Goethe und Marianne auf der Terrasse standen und ihn gesehen hatten.

Doch Goethe fand auch in dieser peinlichen Lage ein erlösendes Wort. Anscheinend überrascht rief er aus:

„Oh, da kommt ja Adonis!“

Unter denjenigen, die Schiller für einen „wüsten Revolutionär“ hielten, befand sich auch Herder, der besonders gegen die „Räuber“ und ihr „ruchlos kannibalisches“ Lied „Ein freies Leben führen wir“, an dem die gesamte studierende Jugend zu Herders Leidwesen großen Gefallen fand, vom Leder zog.

Da sich aber auch die damalige Jugend nicht beeinflussen lassen wollte, brachte Herder „Höheren Ortes“ folgenden sittsamen Text in Vorschlag:

„Der Musen Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Bescheidenheit ist uns're Zier,
Die Wahrheit uns're Sonne.“

Daß Keller nicht selten einen oder gar mehrere Schöpplien über den Durst trank, schadete nach Ansicht seines Arztes entschieden seiner Gesundheit, und deshalb gab er ihm eines Tages den ernstlichen Rat, den Genuß von Flüssigkeiten ein wenig einzuschränken.

Einen Augenblick sah ihn der Dichter erstaunt an, dann aber huschte ein verschmittes Lächeln um seine Lippen.

„Ja, ja, Herr Hofrat“, sagte er, „Sie mögen sich recht haben. Nun gut, von morgen an verzichte ich auf meine Suppe.“

Ein junger Autographensammler bat einst Wilhelm Raabe um eine Eintragung in sein Album. Raabe lächelte gutmütig, las mit leisem Spott das Wort „Freundschaftsalbum“, schrieb mit schneller Feder ein paar Zeilen, klappte wieder zusammen und sagte mit einem lustigen Winkern seiner kleinen Augen:

„Und nun schlafen Sie wohl, lieber Freund!“

Als der junge Mann daheim mit klopfendem Herzen sein Buch aufschlug, las er:

„Es gibt drei Klassen von Freunden, erstens solche, für die man immer da sein muß; zweitens solche, die mit einem Staat machen möchten; drittens solche, die einen in Ruhe lassen. Die dritte Klasse ist mir die liebste.“
Wilhelm Raabe

Ein junger Münchener Maler war nach Rom gegangen und hatte sofort angefangen, ein großes Bild zu malen.

„Schauen's“, sagte Schwind zu einem Bekannten, als er davon hörte, „wenn man nicht ohnedies schon wisset, daß nix an dem Kerl ist, so könnte man's jetzt sehen. Wenn einer zum erstenmal nach Rom kommt, so muß er eine Zeitlang klein werden, ganz klein vor allem, was er da zu sehen kriegt. Nach und nach erholt er sich dann schon wieder und kann selber anfangen. Aber so einer! Muß des Vüch gleich ein Bild malen!“ setzte er ganz entrüstet hinzu.

An Lenbach trat ein Bankier mit dem Anliegen heran, ihn zu malen. Vorsichtigerweise erkundigte er sich erst nach dem Preise. Als Lenbach eine sehr hohe Summe nannte, sagte der Bankier ganz entsetzt:

„Das ist ja furchtbar viel! Das von ihnen gemalte Bismarckbild, das ich kürzlich kaufte, hat ja nur die Hälfte gekostet.“

„Ja, sehen Sie“, sagte darauf der Meister gelassen, „den Fürsten Bismarck zu malen, war mir auch ein Vergnügen.“

Ein erschütterndes Zeitdokument aus dem Weltkrieg

ist das Buch von Albin Hentze,

Mc. Leod's Lebensweg

Nach Akten und Berichten von Augenzeugen entstand diese wahre Geschichte einer Frau, die der Verleumdung zum Opfer fiel. Für 3 Mark bei Ihrem Buchhändler oder vom Verlag G. Hirth AG, München, Herrstraße 10.



Auf der Weide

A. Vollmar

Pflüger in der Marsch

Er geht gemess'n schweren Schrittes
Und zieht die Furchen durch das Land;
Er spürt den Ruch der Marschenerde,
Den herben Seewind; seine Hand

Hält fest den Pflug. Die geraden Furchen,
Sie werden Bett für künft'ges Brot,
Und Mensch und Pflug, Gespann und Erde
Bau'n Dämme gegen Sorg' und Not.

Sein Auge schweift zum fernen Deiche;
Er weiß: Auch er hält treulich stand,
Daß Jahr um Jahr die gold'nen Ähren
Reich wogen auf erkämpftem Land. —

Der Pflüger sinnt. — Unsichtbar schreiten
Die Väter mit ihm übers Feld. —
Ein feierliches Abendluchten
Senkt sich auf seine Marschenwelt.

Julius Bansmer

DIE FOTO-„JUGEND“

Goldene Fotoworte

Die Kamera

Kameras sind Präzisions-Instrumente. Also sollen wir sie auch danach behandeln. Klappet etwas nicht oder ist etwas schadhaf geworden, so basteln wir nicht selbst daran herum, sondern geben die Kamera unserem Fotohändler.

Das wird sowieso von Zeit zu Zeit zweckmäßig sein. Denn da wird sie dann gründlich nachgesehen und auf Wunsch auch aufgerichtet, so daß sie dann wie neu aussieht.

Die Kamera wird ein ständiger Begleiter sein. Dauerfreude will sie bringen. Und die haben wir in vollem Maße, wenn wir nicht bloß auf Reisen fotografieren, sondern zu allen Jahreszeiten, bei Tag und Nacht mit ihr ausziehen.

Entschuldigungen gibt es dabei nicht. Denn auch für die billige Kamera bis zur einfachen Box herunter ist in der lichtarmen Zeit hinreichend zu tun. Kunstlicht ist Immerlicht. Und dazu billig und stets zur Hand.

Auch der Glaube an eine notwendige Bindung hochwertiger Leistungen an die Zweihundertmarkkamera gilt nicht. Mit der billigsten Box lassen sich gute Fotos machen. Es kommt allein auf den Mann hinter der Kamera an und auf die Kenntnis der Möglichkeiten und Grenzen eines jeden Gerätes, innerhalb derer wir uns zu bewegen haben. Hier sind ganz sicher die Unterschiede stark verschieden. Aber man bringe damit nicht die Bildqualität in Verbindung.

Der Kamera-Balgen ist ein beliebter Staubfänger. Denn in seinen Ecken und Winkeln setzt sich gern jedes Staubkörnchen fest. Also sollen wir ihn von Zeit zu Zeit reinigen. Von innen und von außen. Hier wegen des guten Aussehens der Kamera, dort um „verstaubte“ Aufnahmen zu verhindern. Denn bei den ständigen Bewegungen des Balgens setzt sich der Staub auch auf die Negativ-Emulsion und wird natürlich durch den Belichtungsvorgang abgebildet, um im Negativ als heller Punkt zu erscheinen. Hier hilft rechtzeitig der Staubpinsel.

Objektive (und ebenso Filter) fassen wir grundsätzlich nur an der Fassung an. Dann

man soll jedes unnütze Putzen vermeiden. Wird das wirklich einmal nötig, so dient dazu ein ganz weicher Lappen oder Spezial-Seidenpapier.

Bei starkem Temperaturwechsel tritt ein Beschlagen des Objektivs ein. Hier ist ein Wischen völlig überflüssig, weil der Belag danach doch wiederkommt. Es muß gewartet werden, bis das Glas die Temperatur der Umgebung angenommen hat. Dann verschwindet das den Belag bildende Kondenswasser von allein.

Der Verschuß ist kein Spielzeug. Wie es Menschen gibt, die so lange an den Knöpfen ihrer Kleidung drehen, bis sie abfinden, finden wir diese „Rasse“ auch unter Amateuren. Wobei bemerkt sei, daß gestörte Verschlüsse unangenehmer sein können als abgedrehte Knöpfe.

Wer die Kamera lieb hat, kauft eine Tasche. Wer dazu praktisch ist, wählt die Bereitschaftstasche, die eine immer schußbereite Kamera zuläßt. Nur so wird das Aussehen der Kamera gebührend geschont.

Das Negativ-Material

Langjährige Erfahrungen, sorgsame chemische Arbeiten und gewissenhafte Prüfungen liegen unserem Aufnahmematerial zugrunde, bevor es in den Handel kommt. Alle diese Momente geben eine Gewähr für Vollwertigkeit jeder Markenware.

Die einzelnen Fabrikate arbeiten jeweils etwas verschieden. Deshalb ist es zu empfehlen, sich mit einem Material einzuarbeiten und mit ihm Erfahrungen zu sammeln.

Die Ursache für Negativfehler suche man zunächst bei sich selbst. Jedenfalls sind 99% aller Beschwerdebriefe an die Industrie unberechtigt.

Das Negativmaterial ist immer staubfrei verpackt. Deshalb muß es sinnlos sein, Platten beim Einlegen in der Dunkelkammer „abzustauben“. Der Staubpinsel bringt eher neuen Staub auf die Emulsion, als daß er nützen könnte.

Rollfilm und Filmpack werden grundsätzlich niemals im Sonnenlicht eingelegt. Filmpack fassen wir nur an den Schmalseiten zwischen zwei Fingern. Dann hinter

dem Fenster liegt ein Schutzblatt, das durch Andrücken an den Seiten einen Weg für Nebenlicht freigeben muß.

Platten legen wir bei gedämpftem Dunkelkammerlicht ein. Am besten stellen wir uns so auf, daß wir im eigenen Körperschatten arbeiten. Denn gerade gut farbenempfindliche Schichten sind im trockenen Zustande gegen Dunkelkammerlicht auch in gewissem Maße empfindlich. Das wird günstiger, wenn das Material beim Entwickeln erst zwei bis drei Minuten mit Entwicklerflüssigkeit in Berührung gekommen ist.

Auch entwickelte und getrocknete Negative besitzen noch eine gewisse Empfindlichkeit. Natürlich nicht mehr gegenüber Licht, sondern vielmehr gegenüber mechanischen Einflüssen. Deshalb ist ein Negativordner neben seinem eigentlichen Zweck auch hierfür besonders wichtig.

Negativmaterial hat verschiedene Eigenschaften. Die Empfindlichkeit, gemessen in DIN-Graden, wird für die Dauer der Belichtung wichtig. Als Durchschnitt gelten 17/10° DIN. Wichtig zu wissen, daß die Empfindlichkeit jeweils von 3/10 zu 3/10° DIN um das Doppelte zu- bzw. abnimmt.

Die Farbenempfindlichkeit ist verschiedenartig. Es gibt orthochromatische Emulsionen, die für alle Farben außer Rot empfindlich sind, und panchromatische Schichten, deren Empfindlichkeit sich auch auf Rot bezieht. Diese gliedern sich wieder in Schichten mit besonders guter Rotempfindlichkeit, die bei Kunstlicht wegen kürzester Belichtungszeiten Vorteile bringen können, und solche mit ausgeglichener Rot- und guter Grünempfindlichkeit, vielfach auch als „orthopanchromatisch“ bezeichnet. Diese orthopanchromatische Emulsion stellt heute das Standardmaterial dar, das wir am meisten und für gewöhnlich gebrauchen werden. Neben diesen Sorten gibt es noch sogenannte Infrarot-Emulsionen, die auch auf langwellige, für unser Auge unsichtbare Strahlen reagieren.

Belichtetes Material hebt man bis zur Entwicklung in der Originalpackung auf. Platten stets Schicht gegen Schicht oder Schicht gegen Glas in schwarzem Papier, Filme in Staniolpapier und der Filmschachtel. Zeitungspapier kann durch Terpentin wie Licht wirken. Langes Lagern in Kassetten ist unzweckmäßig.